

1 Grundlagen

1.1 Das 21. Jahrhundert als Jahrhundert des Alters: Die Herausforderungen einer alternden Gesellschaft

1.1.1 Alter – Eine Lebensphase im Wandel

Der Begriff des *demografischen Wandels* ist im gegenwärtigen öffentlichen wie politischen Diskurs einer der meistgebrauchten, aber, so Kistler (2006), auch häufig missbrauchten und politisch funktionalisierten Begriffe. Dass er Unbehagen, ja Ängste weckt, zeigt eine vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2007) in Auftrag gegebene repräsentative Befragung unter 25-Jähriger. Derzufolge weiß zwar nur etwa die Hälfte der Befragten mit dem Begriff etwas anzufangen, – von den jungen Leuten mit Hauptschulabschluss hatten gar 61 % von dem Begriff nie etwas gehört – doch wenn er ihnen bekannt war, assoziierten sie damit immer Negatives. Insgesamt haben immerhin zwei Drittel der jungen Menschen von der Alterung der Gesellschaft gehört und verbinden damit für sich selbst Nachteile. Es handelt sich also offensichtlich um ein Thema, dessen Wirkung weit über Experten- und Politikerkreise hinausreicht.

Mit dem Begriff *demografischer Wandel* werden zunächst einmal in nüchternen Zahlen die Veränderungen des Altersaufbaus der Gesellschaft beschrieben. Schon die Auswahl der statistischen Kennwerte weckt aber unterschiedliche Assoziationen. Die durchschnittliche Lebenserwartung beträgt dem Statistischen Bundesamt zufolge bei Frauen heute 84 Jahre, bei Männern 79 Jahre, und ist damit fast dop-

pelt so hoch als vor hundert Jahren (Statista, 2018). Der Anteil über 60-Jähriger an der Bevölkerung beträgt inzwischen mehr als 25 %, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, dass sich davon wiederum etwa die Hälfte im Alter zwischen 60 und 69 Jahren befindet, also einem i. d. R. noch rüstigen Lebensabschnitt, und ein Teil noch berufstätig ist. Allerdings wird sich die Zusammensetzung der älteren Bevölkerung zukünftig verändern (Engels, 2008). In der Gruppe der jungen Senioren (60–69 Jahre) ist mit einem vorübergehenden Anstieg von ca. 9 Millionen auf 12,7 Mill. im Jahre 2030 zu rechnen, d. h. einem Anstieg von 28 %, der danach wieder abflacht. In der Gruppe der mittleren Senioren (70–79 Jahre) wird eine ähnliche Tendenz vorausgesagt, allerdings um 10 Jahre zeitversetzt. Ein wesentlich steilerer Anstieg wird in der Gruppe der älteren Senioren (ab 80) prognostiziert, nämlich bis 2050 um 276 %. Auch wenn Prognosen immer mit einer gewissen Unsicherheit behaftet sind, so wird doch deutlich, dass sich die Versorgungsproblematik im betagten, d. h. unterstützungsbedürftigen Alter dramatisch verschärfen wird. Dass dies zu einer erheblichen Ausweitung des Pflegebedarfs führt, liegt auf der Hand. Aber auch die psychotherapeutische und psychosomatische Versorgung wird sich zukünftig nicht auf die Gruppen der jüngeren und mittleren Senioren beschränken können, die bislang im Vordergrund standen, sondern auch die älteren Senioren einbeziehen müssen.

Doch die demografische Entwicklung ist nur eine Seite des Wandels, den das Alter im vergangenen Jahrhundert erfahren hat. Damit verknüpft, aber doch einen anderen Aspekt beleuchtend kann von einem tiefgreifenden soziokulturellen und sozialstrukturellen Wandel des Alters gesprochen werden. Die bereits in den 1990er Jahren von dem Soziologen Tews (1994) formulierten Kriterien des soziostrukturellen Wandels stellen heute noch Markierungen da, welche die Gruppe der älteren Menschen grundlegend kennzeichnet, auch wenn diese heute teilweise etwas anders beschrieben werden können:

- *Verjüngung*: Ältere fühlen sich jünger als sie es ihrem kalendarischen Alter nach sind. Dieser »gap« wird umso größer, je älter die Menschen werden (Öberg, 2009). Einerseits zeigen die Studien, dass diejenigen, die sich jünger fühlen, auch die gesünderen und aktive-

ren sind, andererseits spiegelt sich darin aber auch die Schwierigkeit, sich mit dem kalendarischen Alter zu identifizieren. Bezeichnend ist, dass dieser »gap« in den USA, also einer weitaus jugendzentrierteren Gesellschaft als der unseren, noch größer ist als in europäischen Staaten (Westerhoff, Barrett & Stevernik, 2003).

- *Entberuflichung*: Haben Menschen in früheren Jahrhunderten so lange gearbeitet, wie es ihr körperlicher Zustand zuließ, hat sich mit der Etablierung des Ruhestandsalters ein eigener, sozial geregelter Lebensabschnitt herausgebildet. Zeitweise war in den 1990er Jahren das Renteneintrittsalter auf knapp 60 Jahre gefallen, inzwischen ist es wieder auf ca. 63 Jahre angestiegen (ohne EU-Renten liegt es noch höher). Das Phänomen der Entberuflichung hebt die Verantwortung eines jeden Einzelnen hervor, den neuen Lebensabschnitt, die »späte« Freiheit, wie Rosenmayr (1983) schrieb, zu gestalten. Dies bringt nicht nur die Notwendigkeit mit sich, Ressourcen zu mobilisieren, gewissermaßen ein »zweites Lebenskonzept« zu entwerfen, sondern wirkt unter Umständen auch Sinnfragen auf. Inzwischen steigen die Zahlen derer, die auch nach Eintritt des Ruhestandsalters weiterarbeiten, kontinuierlich an (Schneider, Mergenthaler, Staudinger, Sackreuther, 2015).
- *Singularisierung*: Mit Singularisierung ist das Phänomen gemeint, dass zunehmend mehr ältere Menschen allein leben, bei den über 65-jährigen Männern sind es ca. 17 %, bei den Frauen bereits über 40 %. Ein Grund ist Verwitwung, ein weiterer aber die gewachsene räumliche Distanz der erwachsenen Kinder zu ihren alten Eltern infolge der zunehmenden Mobilität (Mahne & Motel-Klingelbiel, 2010). Zweifellos ist Alleinleben – was ja nicht mit Isolation oder gar Einsamkeit gleichzusetzen ist – nicht nur erzwungen, sondern entspricht auch dem Lebenskonzept vieler älterer Menschen und ihrem Wunsch nach Selbstständigkeit. Dennoch muss Alleinleben auch als Risikolebenslage bezeichnet werden, weil für den Fall eintretender Mobilitätseinschränkungen und Hilfsbedürftigkeit Unterstützungsmöglichkeiten unter Umständen schwer bereitzustellen sind.
- *Feminisierung*: Die Altersgesellschaft ist mit ansteigendem Alter zunehmend eine Frauengesellschaft; bei den über 80-jährigen beträgt

der Frauenanteil sogar 72 % gegenüber 28 % Männern (Engels, 2008). Frauen leben somit deutlich länger, sie sind es aber auch, deren Lebenslage – finanziell und gesundheitlich – oftmals als schlechter einzuschätzen ist als die der Männer. Nicht zuletzt sind es auch die älteren Frauen, die häufiger gebrechlich und pflegebedürftig werden. Auch Verwitwung ist eher ein Problem älterer Frauen als das älterer Männer.

- *Hochaltrigkeit*: In dieser Altersgruppe ist in den kommenden Jahrzehnten der stärkste Anstieg zu verzeichnen, also einer Zeit zunehmender Vulnerabilität (► Kap. 1.2.1). Die Einschränkungen und die Hilfsbedürftigkeit nehmen in dieser Zeit zweifellos zu, was nicht zuletzt auch für Demenzen gilt. Es sind insbesondere alte Menschen mit einer besonderen Widerstandsfähigkeit, die ein betagtes Alter erreichen (Rott, 2010).

Diese fünf Merkmale kennzeichnen die Gruppe der älteren Bevölkerung von einer soziologischen Perspektive aus und stecken damit auch den Rahmen für Psychotherapie ab: Die ersten beiden Merkmale lassen sich v. a. auf die jungen Alten beziehen und beschreiben auch potenzielle Identitäts- und Sinnfindungsprobleme. So lässt die Ungleichzeitigkeit, die in dem frühen Ausscheiden aus dem Beruf, dem in dieser Zeit normalerweise noch guten gesundheitlichen Zustand sowie die noch fehlende Bereitschaft, sich als alt zu bezeichnen, unter Umständen Identitätsfragen entstehen (Peters, 2011). Der englische Soziologe Laslett (1993) hatte den Begriff des *dritten Lebensalters* eingeführt – im Unterschied zum *vierten, d. h. betagten Lebensalter* mit zunehmenden Einschränkungen – und dieses in euphemistischer Deutung v. a. als Zeit einer neuen Freiheit charakterisiert. Doch sinnstiftende Deutungsmuster und Lebensentwürfe für diese Zeit bestehen bislang nicht, und auch die Frage, welche gesellschaftliche Relevanz diesem neuen Lebensabschnitt zukommt, ist bislang unbeantwortet.

Auch das Merkmal der Entberuflichung lässt sich vornehmlich auf diese Gruppe der jungen Alten beziehen und wirft die auch psychotherapeutisch relevante Frage nach der Gestaltung des beginnenden Lebensabschnittes auf. Insbesondere ein frühzeitiges, unfreiwilliges und unvorbereitetes Ausscheiden aus dem Beruf ist mit erheblichen Risiken

verbunden; die Mortalität nach dem Berufsende ist umso höher, je früher das Ausscheiden erfolgt (Tesch-Römer & Engstler, 2008). Im subjektiven Erleben der betroffenen Ruheständler taucht diese Problematik kaum auf, das normative Leitbild vom aktiven Alter erschwert eine vertiefende Auseinandersetzung mit diesem Übergang.

Die anderen drei Strukturmerkmale haben ebenfalls hohe Relevanz für die psychosoziale Versorgung. Sie fallen oftmals zusammen und bilden dann ein Risikocluster mit der erhöhten Gefahr zunehmender Hilfs- und Unterstützungsbedürftigkeit und daraus folgender Institutionalisierung. Somit handelt es sich aber auch um eine Gruppe, auf die sich vornehmlich der Negativdiskurs des Alters bezieht, der heute parallel zum Positivdiskurs geführt wird. Es handelt sich um eine Altersgruppe, die nicht nur gesellschaftlich weiterhin marginalisiert wird, sondern auch von psychotherapeutischen Angeboten bisher kaum erreicht wird. Das vorliegende Buch verfolgt insbesondere das Ziel, auch diese Gruppe stärker einzubeziehen.

1.1.2 Altersbilder und Altersdiskurse

Altersbilder sind soziale Konstrukte über das Alter und das Altern. Es handelt sich um generalisierte Erwartungen an das Auftreten bestimmter Persönlichkeitseigenschaften, das äußere Erscheinungsbild oder Verhaltensweisen von Menschen im höheren Lebensalter. Sie sind Spiegelbilder des Zeitgeistes und der gesellschaftlichen Realität und haben in der europäischen Kulturgeschichte immer wieder unterschiedliche Formen angenommen, angefangen bei den alten Griechen. Plato kreierte ein Positivbild Älterer, die er als erfahren, tugendsam, ehrwürdig und weise beschrieb, als die idealen Hüter der Gesetze und natürliche Oberhäupter von Staaten. Ganz anders Aristoteles, der die Alten als böseartig, misstrauisch, ängstlich, geldhörig, feige und geschwätzig sah (Göckenjan, 2000). Diese beiden Altersthematisierungen ziehen sich durch die westliche Kulturgeschichte, wobei aber doch zumeist die aristotelische Version dominierte. Nach einer kurzen Phase mit Beginn der Romantik und der Aufklärung, in der Ältere ein etwas besseres Ansehen erlangten und etwa das romantisierende Bild

der Großmutter entstand, überwog ein negatives Altersbild, v. a. mit Beginn der kapitalistischen Produktionsweise (Göckenjan, 2000). In dieser wurde das Bild von Jugend als Sinnbild von Neuerung und Entwicklung, von Aufbruch und Zukunft entworfen und das Alter marginalisiert.

Die Entwicklung zum Ende des vergangenen Jahrhunderts war jedoch durch eine Diversifizierung des Altersbildes gekennzeichnet, was insbesondere im 6. Altenbericht der Bundesregierung zum Thema Altersbild im Jahre 2010 dokumentiert wurde. Die immer weitere Ausdehnung der Lebensphase Alter sowie der Einfluss der Individualisierung und Pluralisierung auch des Alters führten zur Herausbildung unterschiedlicher Altersstile und Altersbilder, die auch positive Aspekte des Älterwerdens mehr einschlossen. Und doch beschränken sich diese positiven Entwicklungen oftmals auf Teilgruppen der jungen Alten. Altersstereotype und Vorurteile sind keineswegs überwunden, und der gegenwärtige Altersdiskurs ist nicht frei von neuen Polarisierungen, oftmals stehen ein positiver und ein negativer Altersdiskurs fast unverbunden nebeneinander.

Das Bild des *aktiven Seniors* avancierte in den vergangenen Jahrzehnten mehr und mehr zum normativen Leitbild des Alters (Göckejan, 2000). Zunehmend wurden die blühenden Landschaften des Alters gepriesen (van Dyk & Lessenich, 2010) und die 60-Jährigen als die neuen 40-Jährigen apostrophiert. Im wissenschaftlichen Kontext hat ein Potenzialdiskurs begonnen, in dem es im Kern darum geht, die Ressourcen der Älteren gesellschaftlich nutzbringend zu mobilisieren. Auch im Rahmen des bürgerschaftlichen Engagements erbringen die Älteren gesellschaftliche Aufgaben, die ansonsten kaum mehr wahrgenommen werden, so dass sie bereits als die »*Retter des Sozialen*« (Aner, Karl, Roesenmayr, 2007) belobigt werden. In diesem Diskursstrang wird unterstellt, dass es auch um die Interessen der Älteren selbst geht, angenommen wird eine Win-win-Situation. In der sozialen Mitverantwortung komme das neue, junge Alter quasi zu sich selbst (van Dyk & Lessenich, 2010). Dass es auch um eine gesellschaftliche Instrumentalisierung geht, wird spätestens dann deutlich, wenn man bedenkt, dass wir auf einen dramatischen Arbeitskräftemangel zusteuern und die älteren Arbeitnehmer als Arbeitskräfte in Zukunft

dringend gebraucht werden. Und auch der sich abzeichnende Pflege-
notstand weist darauf hin, dass die Gesellschaft auf die jungen Alten
nicht verzichten kann.

Was aber sind die psychologischen Folgen eines solchen gesell-
schaftlichen Wandlungsprozesses? Was bedeutet es, wenn die Normen
der mittleren Lebensphase zu allgemeinen Normen erhoben werden,
unter die auch das junge Alter subsumiert wird? Ist damit tatsächlich
eine Aufwertung des Alters verbunden, eine Befreiung aus den »*Fes-
seln des chronologischen Alters*« (Featherstone & Hepworth, 2009)
wie manchmal behauptet wird, oder handelt es sich nicht eigentlich
um eine implizite Abwertung des Alters. Im englischsprachigen Raum
gibt es erste Arbeiten, die in dem Zwang zur Alterslosigkeit eine ganz
neue Form des *ageism* sehen (Andrews, 1999).

Die Kehrseite dieser positiven Wendung ist aber nicht allein in der
problematischen Wirkung einer solchen Normsetzung, sondern auch
in dem parallel dazu geführten Negativdiskurs des Alters zu sehen, der
sich mit Begriffen wie Pflegenotstand und Altenlast verbindet. Wäh-
rend die jungen Alten vom Positivdiskurs des Alters profitieren und
eine gesellschaftliche Aufwertung erfahren haben, wird der Negativdis-
kurs auf die betagten Alten projiziert. Auch wenn es durchaus empiri-
sche Hinweise etwa in den Befunden der Berliner Altersstudie gibt
(Mayer & Baltes, 1994), die eine Unterscheidung von jungem und be-
tagtem Alten, vom dritten und vierten Alter plausibel erscheinen las-
sen, so ist eine solche Unterscheidung doch auch kritisch zu reflektie-
ren. Problematisch ist vor allem die normative Wirkung dieser
Unterscheidung und der unterschiedlichen Diskursstränge, die sich da-
ran festmachen. Auch wenn sich manche Alterserscheinungen nach
oben, d. h. auf das betagte Alter verschieben und später auftreten als
in früheren Zeiten, so kann doch nicht übergangen werden, dass auch
im dritten Alter bereits Altersveränderungen spürbar und sichtbar wer-
den. Doch diese werden mit Hilfe des Bildes vom aktiven Alter ver-
leugnet und auf die betagten Alten projiziert, die umso stärker margi-
nalisiert werden.

1.1.3 Die zeitgeschichtliche Dimension des Alters

Menschen unterscheiden sich u. a. in Abhängigkeit davon, in welcher Zeit sie aufgewachsen sind und welche historischen Umstände sie geprägt haben. Vor diesem Hintergrund ist auch zu verstehen, warum Ältere anders, heutigen Jüngeren sogar manchmal fremd erschienen. Ältere Menschen bisheriger Kohorten wirkten eher zurückhaltend, unterwürfig und autoritätshörig, vielleicht auch geizig und manchmal hart gegen sich und andere, Konflikten aus dem Wege gehend. Zwar mag sich darin ein negatives Altersstereotyp spiegeln, doch beinhaltet jedes Stereotyp auch einen zutreffenden Kern. So konnten Pasini, Delle Chiaie, Seripa & Ciani (1992), ausgehend vom Konzept der Alexithymie zeigen, dass ältere Menschen schwerer einen Zugang zu ihren Gefühlen finden. Sicherlich trifft diese Beschreibung auch nicht auf alle Älteren zu, und doch ist sie auch nicht ganz von der Hand zu weisen. Warum ist das so?

Ältere, die das Bild vom Alter bislang geprägt haben, sind in der Zeit der Weimarer Republik, des aufkommenden Nationalsozialismus und des zweiten Weltkrieges geboren und aufgewachsen. Nicht nur das Alltagsleben unterschied sich maßgeblich von unseren heutigen Alltagserfahrungen, auch die Erziehungsvorstellungen spiegelten ein anderes gesellschaftliches Klima wider. Einem 1928 erschienenen Mütterbuch der Kinderärztin Johanna Harrer ist folgender Hinweis zu entnehmen:

»Selbstkontrolle, Gehorsam, Anerkennung der Autorität sowie Respekt für Ältere müssen unbedingt im ersten Lebensjahr gelernt werden. Ein Baby, welches aufgenommen oder gar gefüttert wird, wenn es schreit, wird bald zu einem wahrhaften Tyrannen werden; es wird seiner Mutter keinen Frieden geben, wenn es wach ist, während hingegen ein solches Kind, welches regelmäßig gefüttert und zu ganz bestimmten Zeiten zu Bett gebracht wird, und mit dem nur zu ganz bestimmten Zeiten gespielt wird, bald herausfindet, das Bitten und Betteln keinen Erfolg haben und auf diese Weise die nützlichste aller Lektionen lernt: Die Selbstbeherrschung und die Anerkennung einer Autorität, die über seinen Wünschen steht«. (Haarer, 1928, zit. nach Chamberlain 1997, S.27)

Sigrid Chamberlain (1997) hat in ihrem Buch *Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr Kind* den Ratgeber von Haarer, der in der Zeit

der nationalsozialistischen Diktatur in millionenfacher Auflage gedruckt wurde, analysiert. In ihm hieß es u. a.: »Außerdem hat die Trennung von Mutter und Kind für letzteres außerordentliche erzieherische Vorteile« (S. 123). Es ging also um Trennung, nicht um Bindung, von der wir heute wissen, wie entscheidend sie als Grundlage für die Ausbildung von »Urvertrauen« und die Entwicklung des Kindes ist. Die Auswirkungen dieser Erziehung spiegeln sich auch in manchen Verhaltensweisen wider, wie sie zu Anfang benannt wurden. Frühe Trennungserfahrungen hinterlassen Spuren im Menschen, beschädigen seine Beziehungsfähigkeit, nicht nur die zu anderen Menschen, sondern auch zu sich selbst. So kann etwa auch die geringe Inanspruchnahme von Vorsorgeuntersuchungen insbesondere von Männern als Ausdruck einer mangelnden Selbstfürsorge und einer distanzierten Beziehung zum eigenen Körper gesehen werden, die ein erhebliches gesundheitliches Problem darstellt, und die geringe Inanspruchnahme von Psychotherapie und Beratung durch diese Generation hat nicht zuletzt auch mit diesen Erfahrungen zu tun (Peters 2012; ► Kap. 2).

Doch nicht nur diese Persönlichkeitsprägung (einschließlich eines gestörten Körpergefühls) kennzeichnet heutige Ältere. Sie durchlebten die dunkelsten Phasen der deutschen Geschichte mit Nationalsozialismus, Krieg, Hunger, Flucht und Vertreibung. Die Generation der Täter, also derer, die aktiv an Kriegshandlungen beteiligt waren, ist heute hoch betagt oder bereits verstorben. Die heutige Altengeneration hat in dieser Zeit ihre Kindheit und Jugend verbracht, war somit selbst Opfer, nicht Täter. Sie war oft unsagbarem Leid ausgesetzt und vielfach traumatisiert, hat Entbehrungen, Not und Hunger erlitten und häufig Trennungen erlebt (Radebold, 2006). So wurden über zwei Millionen Kinder im Rahmen der sog. Kinderlandverschickung in andere, weniger von Kriegshandlungen betroffene Ortschaften und damit vermeintlich in Sicherheit gebracht. Über die damit verbundenen Trennungen von wichtigen Bezugspersonen hat sich kaum jemand Gedanken gemacht – Trennungen, die den frühen Trennungserfahrungen, wie sie zur ganz normalen Erziehung gehörten, zusätzlichen Schmerz hinzufügten. Diejenigen, die Flucht und Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten erlebten, mussten ebenfalls Verluste verkraften, die Spu-

ren in ihrer Persönlichkeit hinterlassen haben (Peters, 2018). Nicht zuletzt ist aber auch an die Holocaustopfer und die Kinder politisch, religiös und gesellschaftlich Verfolgter, wie auch die psychisch Kranken und deren Angehörige selbst zu denken, wie auch die anderen Opfer der deutschen Gewaltherrschaft, die bis ins hohe Alter an ihren traumatischen Erfahrungen leiden (Zank, Peters, & Wilz, 2009).

Besonders häufig war eine vorübergehende oder dauerhafte Abwesenheit des Vaters, weil dieser an der Front bzw. schon gefallen war oder oft Jahre in Kriegsgefangenschaft verbrachte. Diese Erfahrung hat die Entwicklung der damaligen Kinder und Jugendlichen, die sich heute in einem höheren Lebensalter befinden, nachhaltig geprägt, wobei diese Prägung in unterschiedlicher Weise verlaufen konnte. Fehlt der Vater als triangulierendes Objekt, fehlt eine wichtige Objektbeziehung, die zur Entwicklung einer reifen autonomen Persönlichkeit beiträgt. Inzwischen liegen empirische Befunde vor, die eindeutig nachweisen, dass dieser Umstand sich bis ins hohe Alter auswirkt und mit einem erhöhten Risiko von Depressionen verbunden ist (Franz, Hardt & Brähler, 2007).

Auch nach der Rückkehr der überlebenden Väter war es schwierig, zu einem normalen Leben zurück zu finden. Oft hatte sich das Familienleben neu eingespielt, ältere Kinder hatten Aufgaben übernommen, für die der Vater nicht zur Verfügung stand und dies führte häufig zu einem forcierten Erwachsenenwerden. In der Nachkriegszeit setzte dann rasch eine Normalisierung ein, die zur Verdrängung des Geschehenen beitrug. Wie groß das Leid tatsächlich war, hat Goltermann (2009) in ihrer Studie über heimkehrende Soldaten nachgewiesen, die auf der Auswertung von Krankenakten beruhte. Die psychischen Schäden, die die Soldaten an der Front erlitten hatten, wurden darin kaum eines Blickes gewürdigt. Die vorherrschende Meinung der Psychiater war, dass der Krieg als Ursache für langdauernde psychische Störungen nicht in Frage kam. Allenfalls war man bereit, die vielfältigen Symptome, mit denen Kriegsheimkehrer in psychiatrischen Kliniken vorstellig wurden, auf Unter- und Mangelernährung zurückzuführen. Das Gleiche galt für die Kinder, die große Not litten, die nicht erkannt wurde. In den Studien, die es durchaus gab, wurden die psychischen Belastungen der Kinder heruntergespielt oder als vorübergehend be-